

Das Geschaffensein ist, wie Thomas sagt, keine Veränderung, sondern die totale Beziehung der Abhängigkeit eines Dinges zu Gott, zum Sein selbst. Wenn wir nun unser Modell der Auswahl auf diese transzendente Ebene anwenden, erscheint die Entwicklung der Natur als ein ständiges schöpferisches „Ja“-Sagen Gottes zu den Dingen, wodurch sie so sind, daß sie sich als „kompatibel“ mit dem aktuellen göttlichen Seinswillen erweisen, in den auch ihre kategorialen Vorbedingungen „eingerechnet“ werden. Sie dürften nicht so als vorbedacht angesehen werden, da sie nachher in der Entwicklung nur liegen bleiben, denn Gott ist keine bestimmte Stelle in der Zeit; sie werden fortwährend „gedacht“.

Die Welt wäre also keine vorprogrammierte Maschine, sondern eher ein „Nachdenken“ auf das Sein hin, aber so, daß jedes Moment der Entwicklung gerade durch das göttliche „Ja“ seinen besonderen Sinn erhält, der sich nicht völlig auf das „Vor“ oder „Nach“ zurückführen läßt. Erst so ist der Einzelmensch mehr als der Briefträger des Unsinns.

Es gibt so auch keine „privilegierten“ Zeiten, wo schon alles in die Anfänge hineinsteckt wäre, um sich nachher bloß zu „entwickeln“. Die schöpferische Präsenz Gottes fühlt man in jedem Moment. Es wäre so, aus der Bejahung des Stoffes, auch leichter verständlich, warum es „so lange“ brauchte, bis der Mensch auf der Erde mühsam erschien. Wir müssen hier den Gedanken dem Leser weiter überlassen, möchten aber nur noch erwähnen, daß das Moment der göttlichen Auswahl überall in der Bibel anwesend ist. Vielleicht wäre von diesem Gedanken aus ein Gespräch mit der Naturwissenschaft des Lebendigen wieder möglich. Der Mensch müßte aber jeweils so handeln, daß er am Ende selbst gewählt wird.

Leonard Swidler

Der Dialog Dekalog

Grundregeln für den interreligiösen und interideologischen Dialog

Was hier vom Dialog zwischen Religionen und Ideologien gesagt wird, kann auch auf das Gespräch zwischen Theologie und Naturwissenschaft angewandt werden: dieses wird fruchtbar sein, wenn sich die Partner als Gleichgestellte begegnen und wenn sie bereit sind zu lernen, um sich zu verändern.

red

Dialog ist ein Gespräch zwischen zwei oder mehreren Personen abweichender Anschauungen mit dem primären Ziel, daß jeder Teilnehmer vom anderen lernt, um sich zu ändern und innerlich zu wachsen. In einem Dialog muß jeder Partner dem anderen zuhören – so offen und mitfühlend, wie er oder sie es kann in dem Versuch, die Position des anderen so präzise und, situationsbedingt, so weit wie möglich von innen heraus zu verstehen. Solch eine Haltung schließt automatisch die Annahme ein, daß wir an jedem beliebigen Punkte die Position des Partners so überzeugend finden, daß, würden wir mit Integrität handeln, wir uns zu ändern hätten.

Begegneten wir in der Vergangenheit denen, die sich von uns in der religiösen und ideologischen Dimension unterschieden, so versuchten wir gewöhnlich, sie entweder als Gegner zu schlagen oder mehr über sie zu erfahren, nur um effektiver mit ihnen umgehen zu können. Mit anderen Worten, wir traten gewöhnlich jenen, die sich von uns unterschieden, in der Konfrontation entgegen – manchmal mit größerer unverschleierte Polemik, manchmal eher subtiler, aber gewöhnlich mit dem letztendlichen Ziel, den anderen zu überwältigen, weil wir überzeugt waren, daß wir allein die Wahrheit besaßen. Wir sprechen hier natürlich von einer besonderen Art des Dialogs, nämlich des interreligiösen und interideologischen Dialogs. Um ihn stattfinden zu lassen, ist es nicht ausreichend, daß die Dialogpartner ein religiöses oder ideologisches Thema diskutieren, das heißt ein Thema, welches sich mit dem Sinn des Lebens und richtiger Lebensführung be-

schäftigt. Vielmehr müssen sie den Dialog als Menschen beginnen, die auf irgendeine Weise bedeutungsvoll mit einer religiösen oder ideologischen Gemeinschaft identifiziert werden können. Wäre ich zum Beispiel weder Christ noch Marxist, so könnte ich nicht als „Partner“ an einem christlich-marxistischen Dialog teilnehmen, obschon ich zwar zuhören, einige Fragen stellen und konstruktive Kommentare abgeben könnte. Es folgen einige Grundsatzregeln des interreligiösen und interideologischen Dialogs, welche beachtet werden müssen, wenn der Dialog tatsächlich stattfinden soll. Dies sind keine theoretischen Regeln, von „oben“ gegeben, sondern Regeln, die durch mühseliges Lernen gewonnen wurden.

1. Der primäre Zweck des Dialogs ist zu lernen, das heißt, sich zu verändern und zu wachsen in der Wahrnehmung und dem Verstehen von Wirklichkeit und als Konsequenz demgemäß zu handeln.

Wir beginnen den Dialog, damit wir lernen, uns ändern und wachsen können, aber nicht um dem anderen Veränderung aufzuzwingen, wie man es in einer Debatte zu tun erhofft. Gerade weil jeder Partner mit der Intention zum Dialog kommt, zu lernen und sich zu ändern, wird sich in der Tat auch der andere Partner ändern.

2. Der interreligiöse und interideologische Dialog muß als zweiseitiges Projekt unternommen werden – innerhalb jeder religiösen oder ideologischen Gemeinschaft und zwischen den religiösen oder ideologischen Gemeinschaften selbst.

Dank des „korporativen“ Charakters des interreligiösen und interideologischen Dialogs und weil es sein primäres Ziel ist, daß jeder Partner lernt und sich verändert, ist es auch nötig, daß jeder Teilnehmer den Dialog nicht nur mit seinem Partner jenseits der Glaubensgrenzen beginnt – zum Beispiel die Katholikin mit der Protestantin –, sondern auch mit den eigenen Glaubensbrüdern und -schwestern, um mit ihnen die Früchte des interreligiösen Dialogs zu teilen. Nur auf diese Weise kann schließlich die ganze Gemeinschaft lernen und sich ändern und sich auf eine wachsende Einsicht in die Wirklichkeit hinbewegen.

3. Jeder Teilnehmer muß den Dialog mit völliger Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit beginnen. Und umgekehrt: Jeder Teilnehmer muß die gleiche völlige Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in seinen Partnern voraussetzen.

Es sollte klargestellt werden, in welche Richtung die Haupt- und Nebenströmungen einer Tradition tendieren, welches die möglichen zukünftigen Entwicklungen sein könnten und, wenn nötig, wo die Teilnehmer Schwierigkeiten mit der eigenen Tradition haben. Unrichtig dargestellte Positionen haben keinen Platz in einem Dialog. Nicht nur wird das Fehlen von Ehrlichkeit den Dialog verhindern, sondern ebenso das Nichtvorhandensein des guten Glaubens an die Aufrichtigkeit des Partners. Kurz gesagt: ohne Vertrauen kein Dialog!

4. Im interreligiösen, interideologischen Dialog sollten wir nicht unsere Ideale mit der Praxis unserer Partner vergleichen, sondern unsere Ideale mit den Idealen unserer Partner, unsere Praxis mit der Praxis unserer Partner.

5. Jeder Teilnehmer muß seine Position selbst erläutern und klar umreißen. Und umgekehrt – der/die von außen her Interpretierte muß in der Lage sein, sich selbst in der Interpretation wiederzuerkennen.

Nur der Jude, zum Beispiel, kann von innen heraus definieren, was es bedeutet, Jude zu sein. Die anderen können lediglich beschreiben, wie eine Lebensform von außen her erscheint. Überdies, da Dialog ein dynamisches Medium ist, wie jeder Teilnehmer feststellen wird, wird sich der als Beispiel genannte jüdische Gesprächspartner ändern und deshalb kontinuierlich an Tiefe gewinnen, seinen/ihren Horizont erweitern und seine/ihre eigene Definition des Jüdischseins modifizieren und dabei darauf achten, in konstantem Dialog mit seinen/ihren Glaubensgenossen zu bleiben. Deshalb ist es unerlässlich, daß jeder Dialogpartner selbst definiert, was es bedeutet, authentisches Glied der eigenen Tradition zu sein. – Der 2. Teil des Satzes ist die goldene Regel interreligiöser und interideologischer Hermeneutik, wie sie oft von dem „Apostel des interreligiösen Dialogs“, Raimundo Panikkar, wie-

derholt worden ist. Um des Verstehens willen wird jeder Dialogpartner natürlicherweise versuchen, für sich selbst auszudrücken, was er/sie unter der Aussage eines anderen Gesprächsteilnehmers versteht; der/die andere muß sich in diesem Verständnis wiederfinden. Der Advokat einer „Welttheologie“, Wilfred Cantwell Smith, würde hinzufügen, daß eine Interpretation des anderen auch durch nicht involvierte kritische Beobachter verifizierbar sein muß.

6. *Jeder Teilnehmer muß den Dialog ohne unveränderliche Annahmen beginnen, was Meinungsverschiedenheiten betrifft.*

Vielmehr sollte jeder Partner nicht nur dem anderen mit Offenheit und Sympathie zuhören, sondern ebenso versuchen, mit dem Dialogpartner so weit wie möglich übereinzustimmen, ohne dabei an Integrität in der eigenen Tradition zu verlieren. Exakt dort, wo man nicht mehr zustimmen kann, ohne die eigene Integrität zu verletzen, befindet sich der wirkliche Punkt einer Meinungsverschiedenheit, welcher sich oft als verschieden von früher fälschlich angenommener Differenz erweist.

7. *Dialog kann nur zwischen Gleichgestellten stattfinden: par cum pari, wie es Vaticanum II ausdrückte.*

Beide Partner müssen beginnen, voneinander zu lernen. Wenn daher zum Beispiel ein Muslim den Hinduismus oder der Hindu den Islam als etwas Minderwertiges sieht, kann von einem Dialog nicht die Rede sein. Soll authentischer interreligiöser Dialog zwischen Muslimen und Hindus stattfinden, dann müssen sowohl der Muslim als auch der Hindu kommen, um hauptsächlich voneinander lernen zu wollen; nur dann wird es eine Begegnung unter gleichberechtigten Partnern geben, *par cum pari*. Diese Regel weist auch darauf hin, daß es nicht so etwas wie Einbahnstraßen-Dialoge gibt. Zum Beispiel waren die jüdisch-christlichen Dialoge, begonnen in den 60er Jahren, lediglich Prolegomena zum interreligiösen Dialog. Verständlicherweise und ganz korrekt kamen die Juden zu diesem Austausch nur, um die Christen zu informieren, obwohl auch die Christen hauptsächlich nur lernen wollten. Wenn jedoch authentischer interreligiöser

Dialog zwischen Christen und Juden stattfinden soll, dann müssen auch Juden kommen, um vorrangig lernen zu wollen; nur dann wird es *par cum pari* sein.

8. *Dialog kann nur auf der Basis gegenseitigen Vertrauens stattfinden.*

Obwohl der interreligiöse und interideologische Dialog in einer Art „korporativer“ Dimension unternommen werden muß, das heißt, seine Teilnehmer müssen als Mitglieder einer religiösen oder ideologischen Gemeinschaft engagiert sein – zum Beispiel als Marxisten oder Taoisten –, so ist es ebenso grundsätzlich wahr, daß nur Personen als *Personen* den Dialog beginnen können. Ein Dialog zwischen Personen jedoch kann nur auf persönlichem Vertrauen basieren. Deshalb ist es weise, die schwierigsten Probleme nicht gleich zu Beginn anzupacken, sondern eher erst solche Themen zu berühren, welche am wahrscheinlichsten einen gemeinsamen Nenner sichern und solchermaßen die Grundlage für menschliches Vertrauen schaffen. In dem Maße, in dem dieses persönliche Vertrauen sich vertieft und erweitert, können dann die dornigeren Angelegenheiten in Angriff genommen werden. Schon dies wird einige Zeit in Anspruch nehmen, um in der ganzen Fülle entdeckt zu werden.

9. *Der Teilnehmer eines interreligiösen oder interideologischen Dialogs muß zumindest ein Minimum an Selbstkritik und Kritik an der eigenen religiösen oder ideologischen Tradition besitzen.*

Das Nichtvorhandensein solch einer Selbstkritik setzt voraus, daß die eigene Tradition bereits alle Antworten hat. Diese Haltung macht den Dialog nicht nur unnötig, sondern sogar unmöglich, da wir ja den Dialog primär beginnen, *um zu lernen* – was offensichtlich unmöglich wäre, hätte unsere Tradition niemals einen falschen Schritt getan und hätte sie alle passenden Antworten. Sicher: in interreligiösem und interideologischem Dialog muß man seine religiöse oder ideologische Tradition mit Integrität und Überzeugung vertreten, diese Integrität und Überzeugung jedoch muß gesunde Selbstkritik ein- und nicht ausschließen. Ohne dies kann es keinen Dialog geben – und in der Tat keine Integrität.

10. Jeder Teilnehmer muß schließlich versuchen, die Religion oder Ideologie des anderen von „innen heraus“ zu erfahren.

Eine Religion ist nicht nur eine Angelegenheit des Kopfes, sondern auch der Seele, des Herzens und des ganzen Menschen, individuell und gemeinschaftlich. John Dunne spricht in diesem Zusammenhang von „Hinüberreichen“ oder „Hineingleiten“ (passing over) in die religiöse Erfahrung des anderen, um aus diesem Erleben erleuchtet, vertieft und mit weiterem Horizont wieder hervorzugehen.

Interreligiöser oder interideologischer Dialog operiert in drei Gebieten: dem Praktischen, wo wir zusammenarbeiten, um der Menschheit zu helfen; der Tiefen- oder „spirituellen“ Dimension, in der wir versuchen, die Religion des Partners oder seine Ideologie „von innen heraus“ zu erfahren; der kognitiven Dimension, in der wir Verstehen und Wahrheit suchen. Interreligiöser, interideologischer Dialog hat ebenso drei Phasen. In der ersten Phase (aus der wir niemals vollständig herauswachsen) räumen wir falsche Informationen über einander aus dem Wege und beginnen, einander so kennenzulernen, wie wir wahrhaftig sind. In der zweiten Phase beginnen wir, Werte in der Tradition des Partners zu unterscheiden und sie in unsere eigene Tradition aufzunehmen. Zum Beispiel können Christen in einem buddhistisch-christlichen Dialog größere Wertschätzung der meditativen Tradition lernen und Buddhisten eine größere Aufgeschlossenheit für die prophetische Tradition sozialer Gerechtigkeit.

Erzeigen wir uns als ernsthaft, ausdauernd und sensibel genug, so können wir zuweilen Phase drei des Dialogs beginnen. Hier beginnen wir, zusammen neue Dimensionen der Wirklichkeit, der Bedeutung des Lebens, der Wahrheit zu erforschen, deren keiner von uns sich jemals zuvor bewußt war. Wir werden mit dieser neuen, uns noch unbekanntem Ebene der Wirklichkeit ausschließlich dank der Fragen, Einsichten und Untersuchungen, die der Dialog hervorbrachte, konfrontiert. Aus diesem Grunde wagen wir es zu sagen, daß geduldig betriebener Dialog ein Instrument neuer „Revelation“ und „Ent-hüllung“ der Wirklichkeit werden kann, mit dem wir dann tätig werden müssen.

Josef Kolbeck

Zivildienst als Dienst an der Hoffnung der Menschen

Der vorliegende Beitrag ist ein Versuch, für den Zivildienst im kirchlich-sozialen Bereich neue Perspektiven und Aufgaben aufzuzeigen. Nach den Erfahrungen des Autors tut eine solche Besinnung auf die Grundlagen der Hoffnungsbotschaft und des diakonischen Miteinanders sowohl den Kirchen und freien Wohlfahrtsverbänden als den wichtigsten Trägern von Zivildienststellen wie auch den kriegsdienstverweigernden Zivildienern immer wieder not, soll der Zivildienst tatsächlich zu einer Chance an der Gesellschaft werden, Konflikte und Aggressionen besser bewältigen und das Miteinander besser lernen und einüben zu können. red

Die Einstellung zum Zivildienst¹ ist bis heute recht unterschiedlich: Die politischen Einrichtungen machen diesen Dienst von jungen Menschen zu einer Gewissensprobe, ob ihre Entscheidung zur Kriegsdienstverweigerung auf einer sittlich-tragfähigen Grundlage bestehe. Die Wohlfahrtsverbände und Kirchen sehen im Zivildienst Chancen eines sozialen Dienstes, der neue Möglichkeiten des Umganges der Menschen miteinander enthalten soll. Zivildienstleistende fühlen sich in ihrem Anliegen als Kriegsdienstverweigerer oft mißverstanden; denn sie haben durch ihre Entscheidung einen Dienst verweigert, für den sie auch keinen Ersatz leisten möchten.

Um zu einem besseren Verständnis des Zivildienstes und zu einer gemeinsamen Basis zu kommen, werden hier, auf dem Hintergrund meiner Erfahrungen bei Zivildienstleistenden, einige Überlegungen angeboten.

1. Zivildienstleistende als Träger der „Hoffnung“

Mit dem Glaubensbekenntnis „Unsere Hoffnung“ wollte die gemeinsame Synode in Würzburg für die Menschen von heute, besonders für die Bekümmerten und Enttäuschten, Verbitterten und Suchenden, die

¹ Im Vordergrund steht hier der Zivildienst in der Bundesrepublik Deutschland, wie er im Grundgesetz, Artikel 4, Absatz 3, vorgesehen ist.